Ich mag es LAUT!

David M. Santos

Kontinuierlich verfeinerte David M. Santos seine Basskünste und erarbeitete sich so nach und nach einen Ruf als Musiker von Weltrang. Er teilte die Bühne und das Studio mit einigen der prominentesten Musiker unserer Zeit wie Billy Joel und Elton John (Face2Face-Tour), Crosby, Stills & Nash, Phoebe Snow, John Fogerty, James Taylor und Jimmy Buffett; spielte in renommierten amerikanischen TV-Shows wie „Good Morning America" und „The Tonight Show", in Produktionen am Broadway/NY oder in Las Vegas und wirkte an zahlreichen nationalen und internationalen Werbe-Jingles mit wie z. B. für Coca Cola. David M. Santos arbeitet momentan als aktiver Session-Bassist, Komponist und Produzent in New York, Los Angeles, Nashville und in Europa und tourt aktuell mit dem amerikanischen Sänger und Gitarristen John Fogerty.

Text von Kerstin Baramsky, Bilder von Ellen Ordónez

bq: Erinnerst du dich noch an deine ersten Gehversuche am Bass?
David M. Santos: Meine Brüder hatten zusammen mit ein paar Schulfreunden eine Band gegründet. Ihr Bassist verschwand eines Tages auf Nimmerwiedersehen und ließ seinen roten Epiphone Bass mit Verstärker bei uns im Haus zurück. Da witterte ich meine Chance, die Lücke zu füllen. Meine Brüder probten nämlich immer in dem kleinen Raum direkt neben meinem. Es war laut, aber ich liebte es. Bis heute mag ich es laut, das wird sich wohl auch nicht mehr ändern. Spiele laut, hart, aggressiv und füge dann nach und nach, während du dich als Musiker weiter entwickelst, etwas mehr Raffinesse und Dynamik hinzu – das war mein Ansatz. Vielleicht war das falsch, aber ich mag es einfach laut. Ich drehe meine Stereo-Anlage auch immer voll auf. Wenn ich am Mischpult Platten mixe, dann laut. Natürlich höre ich auch mal was Leises. Aber wenn ich Spaß haben will, muss es laut sein. Ich übte also so lange in meinem Zimmer auf dem roten Bass mit Hilfe von CDs, bis sie mich endlich mitspielen ließen.

bq: … sofort mit Leidenschaft an den Bass?
David M. Santos: Warum ich so scharf darauf war? Es war einfach meine große Liebe zur Musik und zu meinen Brüdern. Sie sind beide hervorragende Musiker und hätten mit Leichtigkeit Karriere machen können, wenn sie denn gewollt hätten. Aber sie entschieden sich, im beschaulichen Tampa in Florida zu bleiben, ein bürgerliches Familienleben zu führen und ihrer musikalischen Leidenschaft nur nach Feierabend nachzugehen. Richard schreibt tolle Songs und Mark studiert Gitarre mithilfe seiner Lieblingsalben. Meine Brüder sind beide noch aktiv, nur auf eine ganz andere Art als ich. Das ist das Wunderbare an der Musik. Man muss nicht unbedingt in ein Zentrum des Musikbusiness umziehen und alle damit verbundenen Nachteile in Kauf nehmen. Jeder kann Musik machen, wie er es mag. Ob zu Hause in den eigenen vier Wänden, in der Kirche oder mit Freunden. Es geht nicht darum, es zu etwas zu bringen. Es geht nur um deine persönliche Liebe zur Musik.

bq: Welche Bassisten mochtest du damals besonders?
David M. Santos: Nach dem Schulabschluss arbeitete ich in einem Plattenladen und kam dann auch mit den Alben in Berührung, auf denen die großen Studio-Bassisten jener Zeit spielten. Ich begann, meine riesige Plattensammlung nach den Bassisten zu ordnen, die daran mitgewirkt hatten. Das erste Plattencover beklebte ich mit einem Kärtchen, auf dem der Name des Bassisten stand, dahinter sortierte ich all die anderen Platten, auf denen er spielte. Die Namen hatte ich im Laden herausgefunden, indem ich die Cover-Texte studierte. Das waren Jaco, Will Lee, Gary King, Abe Laboriel, Anthony Jackson, Percy Jones, Verdine White, Ron Carter, Louis Johnson, Paul Jackson, Marcus Miller, Neil Jason, Chuck Rainey und viele mehr. Ich verbrachte viele Stunden damit, ihre Basslines anzuhören und zu üben.

bq: Gibt es ein Schlüsselerlebnis, das in dir den Wunsch weckte, Profi-Bassist zu werden?
David M. Santos: Ja. Eines Abends, ich war damals 18 Jahre alt, ging ich zu einem privaten Club in unserer Stadt, der sich Afro-American-Club nannte. Ich hatte gehört, dass es dort sonntagabends Jamsessions geben sollte. Der Club lag in einer sehr zwielichtigen Gegend. Als ich mit meinem Bass dort angekommen war, klopfte ich an der Tür und ein Mann beäugte mich durch einen Spalt zwischen den roten Samtvorhängen. Er sah mein erwartungsvolles, weißes Gesicht und verzog sich. Die Tür blieb verschlossen. Ich wartete und nach einer gefühlten Ewigkeit hielt ein Van voller Musiker vor dem Club. Musik dröhnte aus dem Auto. Das musste die Band sein. Ungefähr zwanzig schwarze Musiker sprangen mit ihren Instrumenten aus dem Wagen und betraten den Club. Der Bassist hielt vor mir, deutete auf meinen Koffer und fragte: „Was hast du da drin?“ „Einen Fender Jazz Bass“, entgegnete ich. „Zeig mal her!“, forderte er mich auf. Ich öffnete den Koffer und gab ihm den Bass. Ein paar andere Musiker kamen hinzu und mein Bass machte die Runde. Sie luden mich ein, mit in den Club zu kommen, wohl nur wegen meines Basses. Der Türsteher trat beiseite und verwies mich an einen Platz, wo ich nicht im Weg war. Der Raum war spärlich mit roten Lampen beleuchtet. Die Band entpuppte sich als zwölf Mann starke Bläsertruppe plus Hammondorgel, zwei bis drei Gitarristen und einem Perkussionisten. Innerhalb von fünf Minuten brachten sie mit dem tiefsten Funk, den man sich vorstellen kann, die Wände zum Wackeln. Der Schlagzeuger nannte sich Boot. Na, das sagte ja wohl alles! (lacht) Schließlich riefen sie mich zum Mitspielen. Boot musterte mich von oben bis unten, wie ich da stand in meiner weißen Haut und offensichtlich zu allem bereit. „Was willst du spielen, Mann?“ Ich sagte nichts und begann einfach, die Bassline von Grover Washington Jr.s „Mister Magic“ zu spielen. Nach und nach stiegen alle mit ein. Wir spielten den Song wohl eine gute halbe Stunde. Von da an gehörte ich sonntags dazu. Aber das Beste war, nach dem Gig folgte mir ein Musiker nach draußen und heuerte mich für einen Gig mit seinem Trio am folgenden Wochenende an. Er zahlte mir 75 Dollar nach getaner Arbeit. Nun war ich offiziell ein Profi. (lacht)

bq: Entsprach die Realität später deinen Vorstellungen? War es leicht, Jobs zu finden?
David M. Santos: Das ist schlechthin das Schwierigste für einen Berufsmusiker. Es ist richtig harte Arbeit, bezahlte Jobs zu finden. Dafür gibt es auch keine Regel, jeder hat so seine Methode. Einige gehen in

> „Es ist schon ein immenser Kraftakt, wenn man sich einmal entschieden hat, das Geld für den Lebensunterhalt allein mit seiner Musik aufzubringen. Das erfordert volle Hingabe und volles Engagement.“

Clubs zum Jammen und um Kontakte zu knüpfen und sich zu Gehör zu bringen. Andere greifen zum Telefon oder gehen in die sozialen Netzwerke des Internets, die ja immer umfangreicher werden. Ich bin sicher, dass auch eine optimistische Lebenseinstellung hilfreich ist. Man muss alle negativen Gedanken beiseiteschieben und weiter üben. Jeder entscheidet selbst, welche finanziellen Dimensionen er letztlich anstrebt. Aber es ist schon ein immenser Kraftakt, wenn man sich einmal entschieden hat, das Geld für den Lebensunterhalt allein mit seiner Musik aufzubringen. Das erfordert volle Hingabe und volles Engagement. Häufig leidet die Psyche des Musikers durch jahrelange Zurückweisung und daraus resultierende Minderwertigkeitsgefühle. Diese Faktoren sind stets präsent. Der feste Wille weiterzumachen muss in Fleisch und Blut übergehen und darf auch in fast aussichtsloser Situation nicht nachlassen.

> „Als ich in New York ankam, hatte ich überhaupt kein Geld. Die ersten Nächte verbrachte ich ohne Bettzeug auf dem harten Holzfußboden im unmöblierten Appartement eines Freundes."

bq: War es schwer, in die New Yorker Musikszene einzusteigen und wie hast du die ersten Tage und Wochen in der Millionenstadt erlebt?

David M. Santos: Als ich in New York ankam, hatte ich überhaupt kein Geld. Die ersten Nächte verbrachte ich ohne Bettzeug auf dem harten Holzfußboden im unmöblierten Appartement eines Freundes. Es war schrecklich. Irgendwie brachte ich es schließlich zu einer eigenen Wohnung und kratzte Monat für Monat die Miete zusammen, ohne dass man mich vor die Tür setzte. Weiß der Geier, wie ich das hinbekam. Ich spielte in der U-Bahn und sammelte Geld mit einem Hut. Ich spielte nächtelang für ein Trinkgeld in irgendwelchen Blues-Clubs. Die existieren alle nicht mehr, deshalb bin ich nicht sicher, ob heute jemand mit dieser Methode überleben könnte. Aber vielleicht haben andere Clubs aufgemacht, wo man sich in Szene bringen kann. Ich war unablässig gezwungen, mit meiner Musik Geld zu verdienen, und mich begleitete stets ein Element der Verzweiflung, das ich allerdings niemals offen zur Schau trug. Denn ich hatte erkannt, dass andere die Gesellschaft von verzweifelt wirkenden Personen mieden, weil sie Angst haben, es könnte auf sie abfärben. Es macht die Sache nicht eben leichter, gewissermaßen mit einem Poker Face umherzulaufen und nicht jedem auf die Nase zu binden, dass du sofort einen Job brauchst, um zu überleben. Besser ist es, ganz entspannt in entsprechenden Kreisen dezent anzudeuten, dass man eventuell verfügbar wäre, aber immer beim Spielen alles zu geben. Irgendwann fügt sich alles zusammen: Dein Spiel wird exzellent, du strahlst positive Energie aus, du schaffst es zu überleben und Wohlstand zieht in dein Leben ein.

bq: Wie komponierst du und welche Rolle spielt der Bass dabei?

David M. Santos: Ich habe schon immer gerne Liedtexte geschrieben. Ein Song besteht ja nun mal aus Text und Melodie, was die formale Gestaltung des Songs betrifft. Ich schreibe keine reinen Instrumentalstücke. Wenn ich einen Song produziere, dann mit dem Ziel, dass er einem Nichtmusiker gefallen soll – mit einer ansprechenden Melodie, mit einem interessanten Text. Ein gut geschriebener Song mit einer wunderbaren Story, stilvoll interpretiert von einem guten Sänger, das ist es! Melodie und Text bilden die Hauptrolle, die Musik ist dabei zweitrangig. Eine gute Bassline ist cool, aber nicht mein Hauptanliegen. Wenn sie am Ende die Aufmerksamkeit anderer Bassisten erregt, um so besser! Ich bin kein Fan von Bass-Soli. Ich respektiere, dass manche ein Solo-Album herausgeben, um ihrer Kreativität freien Lauf zu lassen, aber ich höre mir so etwas nicht an. Ich mag unaufdringliche Basslines. Sie befinden sich im Inneren der Musik, sorgen für den Groove, die tiefen Frequenzen und den Rhythmus. Ich würde niemals ein Bass-Solo aufnehmen oder gar live spielen. Wenn mich jemand darum bäte, und ich käme nicht darum herum, weil ich dafür bezahlt würde, ein Solo zu spielen, dann würde ich es versuchen. Aber nur, weil ich diese Leistung für meinen Lohn erbringen muss, nicht weil ich den Bass auf diese Art empfinde. Ob anhören oder spielen – Bass-Solos sind nicht mein Ding und damit möchte ich auch nicht bekannt werden. Das überlasse ich gerne denen, die dafür talentiert sind und diese spezielle Richtung verfolgen.

bq: Was magst du an deinem Beruf? Hast du das Gefühl, dass du schon alles erreicht hast?

David M. Santos: Ich liebe es, Bassist zu sein. Bass ist mein absolutes Lieblingsinstrument. Natürlich habe ich immer noch Ziele, solange ich mich als Musiker weiter entwickele. Ich werde jeden Tag in mich hineinhorchen, was mich gerade bewegt. Diesen Prozess werde ich fortführen, bis ich alt werde.

bq: Vielen Dank und alles Gute. ■

www.davidsantos.com

Anzeige